



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrich-Etville.

1915. * Nr. 45.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.
 (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wie in jedem Jahr folgte dem harten Winter ein freundlicher Frühling. Kurz und gründlich hatte sich der rauhe Geselle verabschiedet. An einem Märztag hing eine graue Wolke am Himmel, gequollen wie ein nasser Schwamm. Gerade über dem Dörfchen Furtmühlbach entleerte sie sich um die Mittagszeit, wild prasselnd an Fenstern und auf den Dächern. Der Schnee, der noch auf den Tannen lag, schmolz und vereinigte sich rasch mit dem Regen zu einem gefährlichen Element. Wilde Bäche stürzten am Heimbodel

herab, brau-
 chensich Bahn
 durch Dick
 und Dünn,
 über Stein-
 geröll und
 Erdwall, hier
 einen mor-
 schen Baum-
 stamm fort-
 reißend, dort
 selbsttätig ei-
 nen Damm
 bauend. Al-
 les mußte
 mit, was
 nicht grund-
 gewachsen
 war und wet-
 terfest.
 Am östlichen
 Abhange war
 der kleine
 Mühlbach
 zum gewal-
 tigen Strom
 angeschwol-
 len. Don-
 nernnd rausch-
 ten die Wo-
 gen ins Tal
 und stauten
 sich im Bren-
 nermühlhof
 zu einem
 schäumenden
 See. — Die
 Mühle stand
 meterhoch im Wasser und die Bewohner, der Brenner, eine
 Magd und einige Holztagelöhner, flüchteten eiligst auf den Bo-
 denstoß. Hier unter den kleinen Dachfenstern lugten sie verwirrt
 und ratlos hervor auf das vernichtende Werk.
 Da aber teilten sich die Wetterschichten am grauen Himmel.
 Der Winter hatte seinen Tribut. Ein heller Sonnenschein brach

zwischen den dumpfen Wolken durch und der Frühling hielt
 majestätisch Einzug. Freundlich lächelnd begrüßte er die er-
 schreckte Menschheit.

Es war ein Bild rohester Zerstörung, das die milden Sonnen-
 strahlen mit ihrem frohen Glanz umgaben und wirkte eigenartig
 in seinem Kontrast. Als die Wassermasse sich verlaufen hatte, blieb
 der Brennermühlhof einem grauen elementaren Schlachtfelde.
 Holz und Erde lagen angeschwemmt in großer Menge. Da-
 zwischen große Steine, gebrochene Tannen, junge Buchenstämme,
 alles durcheinander. Auch der lange, ehrwürdige Galgenbrunnen
 lag geborsten quer über den Platz und das Mühl-Wasserrad hatte
 ein Paar Gabeln eingebüßt.

Der alte Brennermüller stand nachdenklich unter der Haustüre
 und erwog



Aus der eroberten Festung Grodno: Eine zerstörte Eisenbahnbrücke mit einem abgestürzten Zug.
 Im Vordergrund ein Remeschiff, das in das Chaos hineingetrieben wurde.

und erwog
 nach Men-
 schenart, wie
 der Schaden
 schnell und
 billigst wie-
 der zu repa-
 rieren sei.

Eine Woche
 war verstrich-
 ten und hat-
 te die groben
 Spuren die-
 ses letzten
 Wintertages
 verwischt. Da
 atmete die
 ganze Natur
 wieder froh
 und leicht in
 hellem Früh-
 lingsjubel.
 Durch die
 dichten Tan-
 nenreihen,
 über Täler
 und Höhen,
 durch Mensch
 und Tiere
 ging schon
 ein leichter
 Maienhauch,
 jung, ver-
 jüngend, gar
 hell und leise
 klingend, ein
 holder Lenz-
 gesang:

Was der Winter wild zerbrochen,
 Altersgrämlich, mondelang,
 Baut der Frühling auf in Wochen,
 Bonnesfreudig, mit Gesang.
 Sei begrüßt du Frohgeselle!
 Jüngling blond, auf hehrem Ross.

Willig beugt sich dir die Welle
 Wider Elemente Trost.
 Leben regt im Leben sich,
 Hörig deiner Gnadensonne,
 Alles jauchzt: dir huld'ge ich
 Froh um meines Daseins Sonne!

In dieser Zeit wurde im Landtag das neue Eisenbahnprojekt angenommen und die Ausführung für den kommenden Sommer schon beschlossen. Es kamen Herren aus der Residenz nach Furtmühlbach, um zu unterhandeln. Der Hagmayer, der Brennermüller und noch viele andere Bürger wurden auf das Rathaus geladen, vor die Ankaufskommission der königlichen Staatseisenbahnen. Auch der Herr Oberförster war erschienen. Es war ein verhältnismäßig kleines Terrain aus Furtmühlbacher Markung im Projekt vorgezeichnet. Aber die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge, denn die Bauern hingen zäh an ihrem erbten Grundeigentum und stellten unerhörte Forderungen. Am eigensinnigsten war der Hagmayerbauer. Erst als ihm die Zwangsenteignung in Aussicht gestellt war, kam man zur Einigung.

Ein Hemmnis, das viel besprochen und viel berechnet wurde, bedeutete für die neue Eisenbahn der Heinbodel. Durch einen Teil desselben mußte ein Tunnel gebaut werden. Dann wurde die Errichtung eines Viaduktes notwendig, das ungefähr hundert Meter oberhalb des Brennermühlhofes die kleine Schlucht mit dem Mühlbach überbrückte und den eigentlichen Heinbodel mit dem östlichen Ausläufer verband. Auf diesem würde dann die Bahnlinie mit leichtem Gefälle der Oberamtsstadt zuführen. Die Ausholzung der in Frage kommenden Waldstrecken wurden diesseits des Heinbodels dem Brennermüller übertragen und es sollte binnen kurzem mit den Arbeiten begonnen werden unter Führung eines königlichen Regierungsbaumeisters und des Herrn Oberförsters.

Viele fremde Männer kamen mit Säge und Art, mit Schaufeln, Hacken und anderen den Einheimischen unverständigen Instrumenten und wirkten verheerend unter den schönen Tannen des Heinbodels. Auch zahlreiche Italiener, wild aussehende Männer mit roten Gesichtern, — Menschen, für die ihr Heimatland nicht Nahrung hatte, — waren angeworben für geringen Lohn. Zwischen diesen und den jungen Bauernburschen kam es an Sonntagsabenden sehr öfter zu Reibereien und nicht selten auch zu Stechereien.

Aberhaupt wurde die neue Eisenbahn von der Landbevölkerung als ein allgemeines Übel angesehen, das man hinnahm, weil man sich eben nicht dagegen wehren konnte.

Aber jedenfalls wollte man es den Herren aus der Residenz nicht allzu leicht machen und sich sein gesundes Bauernbewußtsein vor den neumodischen Geschichten bewahren. So waren die im Eisenbahndienst beschäftigten Arbeiter in den kleinen Ortschaften nicht gar freundlichst gelitten.

Dem alten Brenner war die neue Arbeit auch nicht nach seinem Sinne. Mürrisch stand er des Morgens auf und mürrisch ging er auf den Plab, wo er dann einsilbig seine Anordnungen traf, die fortschreitenden Arbeiten beaufsichtigte oder auch selbst tüchtig Hand anlegte. Von Zeit zu Zeit richtete er sich mühsam auf und redete sich, als wolle er eine schwere, drückende Last abschütteln. Dann holte er aus seiner inneren Rodtasche eine Flasche hervor und trank rasch und heimlich einen kräftigen Schluck. Der Brenner war bekannt als Schnapsler, aber er blieb in Grenzen. Erst seit diesen Winter schien er mehr als gut mit seiner „Duddel“ befreundet.

Eines Tages, als er gerade dabei war auf dem Arbeitsplatz mit seiner Messschnur eine Grenze zu ziehen, klopfte ihm jemand von hintenher auf die Schulter:

„Du, Brenner! Meinst jetzt, das wär der rechte Weg?“

Es war der Deder-Andresel.

„Wie meinst du das, Andresel,“ fragte er etwas unsicher zurück, „der rechte Weg?“

„Nun, den du do grad angibst mit deim Schnürle!“

„So steht er auf 'm Papier!“ entgegnete der Brenner und zog einen Plan aus seiner Tasche.

„Auf 'm Papier mag's stehen, aber Frevel ist's doch, sag' i! All den jungen Schlag rausg'haut! Lauter g'hundes Holz! Als ob d' Leut' nimmer Plab g'nug hätten allhier...!“ Auf dem gutmütigen weißkoppeligen Gesicht des Alten war eine ehrliche Entrüstung zu lesen.

„Kann i's ändern?“ fuhr ihn der Brenner rauh an. Dann weiter arbeitend: „I tu's, weil i muß. So ist's vorg'schrieben!“

„Ändern? Noi, dös kannst net, Brenner, ändern net. Aber zum Henfersknecht wär i mir z'schad. I mir scho! — Und noch ein weiß i, Brenner — drinn in der Stadt — der's net tät. Der noch'n G'müt hat für d'Natur und für'n Wald und noch Respekt vor dem, was unser Herrgott hat lassen wachsen in seiner Güte. — Aber den hent se eing'riegelt. Den hent se abg'speret von der Natur, d'Menschen! — Unschuldigerweis...!“ Dös sag' i dir, Brennermüller!“

Der alte Andresel ging, für sich fortränonierend, seinen Weg weiter und stieß vor jedem Schritt ärgerlich seinen knorrigen Spazierstock in die Erde.

Der andere sah ihm verwirrt nach und brummte:

„Der rechte Weg? — Mir scho! Mir ist er recht. Mir ist jetzt alles recht!“ Dann bückte er sich und zog die Messschnur an,

schaute aber immer noch mürrisch dem Alten nach: „Kann i dafür, daß er sitzen muß? Hab'n i eing'speret?! — Schad um ihn, dös ist g'wiß! — und der Reiniß...“

Er tat schnell einen kräftigen Zug aus der Flasche, nahm seine Art und hieb die nächste Tanne an, zum Zeichen, daß sie fallen müsse.

So vergingen die Wochen. Der Müllermarte und sein Schicksal waren im Dörfchen so gut wie vergessen. Man sprach nicht mehr von der „schlimmen Geschichte“, die ja eine allgemein befriedigende Erledigung gefunden hatte. Alle Gemüter waren jetzt erfüllt von der neuen Eisenbahn, mit Für und Wider.

Auch im Hagmayerhaus hatte die heilsame Zeit das Verhältnis zwischen Vater und Tochter wieder zu einem freundlicheren gestaltet. Wenigstens hatte der Hagmayerbauer jetzt wieder Blick und Anrede für sein „Hagmaille“.

Der Andresel kam wieder täglich zum Abenddisput. Aber jeder hütete sich ängstlich, am inneren Zwiespalt des anderen zu rühren und damit die Freundschaft und die feierabendliche Ruhe zu gefährden. Wenn einmal einer der beiden Männer im Laufe der Unterhaltung an einem Gesprächspunkt ankam, der unbedingt zu einer Ideenverbindung mit jener unglückseligen Wodassäre führen mußte, dann hielt er erschrocken ein und gab dem Gespräch rasch eine friedliche Wendung. Damit war aber die alte Herzlichkeit zwischen den beiden Freundnachbarn, die solchen Abenden früher immer die besondere Weihe gegeben hatte, für immer begraben.

Der Hagmayer fühlte sich nicht frei von Schuld und doch fand er keinen Weg zum Herzen seines Kindes, das ihm so bittend entgegen schlug. So kam der Andresel jetzt nur noch der Lisbeth zu liebe. Mit väterlicher Sorge sah er sie leiden und wollte ihr geben, was der Vater ihr, der Mutterlosen, nicht zu geben verstand.

Da war ein Abend gekommen, — heiß und drückend ging ihm ein Juli-Nachmittag voraus. Der Andresel hatte sich gerade zur Lisbeth auf eine Steinstaffel vor seinem Häuschen gesetzt und der Hagmayerbauer trat drüber über der Straße aus seiner Stallung, wo er wie allabendlich vor Dunkelwerden nachgesehen hatte, ob das Vieh für die Nacht genügend versorgt und in gesunder Verfassung war. Auf der Dorfstraße kam eiligst der Ortsbüttel daher gehumpelt, aufgeregter und hastend, ganz gegen seine Gewohnheit.

„Hansjörg, was gib't? Wonaus so hibzig?“ rief ihm der Andresel entgegen.

„Zu dir, Andresel! Mußt gleich mitkommen!“ leuchte er.

„Was? Willst mi verhästeln, Hansjörg? Hab doch nix bösget?“

„Zum Brennermüller!“

„I, zum Brennermüller?“

„Grad hent sie'n runtertragen vom Heinbodel. — 'n Hibschlag oder so was!“

„Wer? Der Brenner?“ schrie jetzt der Hagmayerbauer, aufmerksam geworden, über die Straße.

„Jo! droben auf'm Arbeitsplatz hätt's ihn umg'schmissen. Und no hätt' er bloß noch g'sagt: Der Deder-Andresel soll kommen.“

Die Lisbeth und ihr alter väterlicher Freund sahen sich verwirrt an, doch beide in einer dunklen, unbestimmten Ahnung.

„Was er nur grad von mir will? Zeit meines Lebens hab' i noch net viel mit ihm z'tun g'habt, dem Brenner?“

Aber der Büttel drängte. Er war sich der Verantwortlichkeit seiner Mission voll bewußt.

„Andresel, komm! Do kann's gehn wie's will. Und ei'm Sterbenden soll man zu Willen sein, dös ist G'wissenssach!“

Nun setzte der Deder-Andresel sein Hausstüppchen zurecht und folgte ihm.

Als sie in der Brennermühle ankamen, hatten sich inzwischen eine Schar neugieriger Menschen, und hauptsächlich Kinder, im Hofe angesammelt und in der Kammer standen die Magd, einige Frauen aus der Nachbarschaft und mehrere Männer im Halbkreis um den alten Brenner, der halbentkleidet auf seiner Bettstatt lag. Sein Gesicht war entstellt und besonders auf einer Seite ganz weiß und verzerrt. Er stierte die Umstehenden halbgebrochenen Auges an, wie durch viele Schleier hindurch, schien aber niemand zu erkennen. Dabei lallte er fortwährend unzusammenhängende Laute, wie ein kleines Kind, das eben sprechen lernt, und seine rechte Hand hatte er im Krampf um eine leere Flasche gekrallt.

Der Andresel war mit den andern ratlos. Man erwartete den Arzt. Ein Knecht hatte sofort vom nächsten Bauern Pferd und Wagen entlehnt und war in die Stadt gefahren.

Endlich nach einer Stunde kam der Oberamtsarzt. Er untersuchte den Kranken und konstatierte einen Gehirnschlag, linksseitige Lähmung. Dann ordnete er strengste Diät und vollständige Bettruhe an bis auf weiteres.

„Und vor allem keine Aufregung,“ hatte er zu der pflegenden Magd gesagt, „die Herzfunktionen sind derart geschwächt, daß die geringste Erregung vorläufig das Schlimmste bedeuten würde.“

Diese versprach und mit dem Arzte entfernten sich die Leute, der Andresel sehr nachdenklich und erschüttert. — — —

Aber dem Brennermühlhose lag nun eine stumpfe, feiertags-
bange Stille. Der Mühlbach rauschte wie immer über das helle
Gestein und plätscherte in gedämpftem langgezogenen Einerlei
eine leise unbeachtete Harmonie. Aber das große Mühlrad stand
still. Arbeitsträg und gleichgültig hing es in seiner Achse und
wartete geduldig auf seinen Gebieter, der einst die Schleuse
ziehen und es erwecken würde zu neuem werttätigem Schwingen.

Aber der lag regungslos in seiner Kammer und sein getroffenes
Gehirn arbeitete sich langsam durch Nebel und Wirrnis hindurch zur
einsamen Schlummerstunde eines vielbewegten Lebens; vielleicht
im bald wieder unterzutauchen in langes, schlafensfrohes Dunkel.

Nur vom Heinbodel herab drang das klingende Tönen arbeits-
freudiger Hände und die treue Hausmagd ging geräuschlos durch
Küche und Kammer und stand nach kurzen Pausen immer wieder
sorgend und pflegend vor dem Lager ihres kranken Herrn.

Der Deder-Andresel kam oft vorbei und erkundigte sich nach
dem Befinden des kranken Müllers. Es kam ihm nicht gewöhn-
lich vor, daß ihn, — gerade ihn der alte Brenner gerufen hatte.
Nein, es mußte etwas Besonderes sein, was er ihm sagen wollte,
so viel war gewiß. Es ließ ihm nicht Ruhe und Raft. Immer
wieder ging er den Weg zur Brennermühle und fragte nach.
Aber die Genesung ging langsame Schritte und der Arzt hatte
verboten, daß man mit dem Kranken spräche.

Da hatte ihm eines Tages die Magd gesagt, der Brenner wäre
bei Bewußtsein und könnte schon einige Stunden des Tages im
Lehnstuhl zubringen. Nun ging er zu ihm hinein.

In einem großen Armessel saß der Brenner vor dem Fenster
und starrte zum Heinbodel hinauf, elend, abgezehrt, ein gebro-
chener Mann. Es dauerte eine geraume Zeit, bis seine fiebernden
Nerven sich gesammelt hatten zur Gegenwart und zu klarem
Denken und Erkennen.

Dann aber wurden seine Augen lebhaft. Ein plötzliches Auf-
leuchten. Seine von der Lähmung verschonte Rechte tastete erregt
und zitternd nach des Andresels Hand. Die bleichen Lippen öffneten
sich und lasten abgerissen, langsam und mühsam buchstabierend:

„Andresel — du — mir — versprechen —“

Der Andresel drückte unwillkürlich diese große, narbige Hand,
in einem Gefühl tiefster Ergriffenheit von der Tragik dieses hilf-
losen Menschen, der, wohl zehn Jahre jünger als er, noch vor
Wochen hart und trotzig im Leben gestanden hatte.

Nach weiterer Anstrengung quälte der Brenner noch die Worte
heraus: „I — mach ein — G'schriebenes —“

Dann versiel er wieder in stumpfes, regungsloses Nachdenken
und zeigte für die Anwesenheit des Alten kein Verständnis mehr.

Tags darauf mußte die Magd Papier, Tinte und Siegellack
besorgen und ihn selbst im Sessel dicht vor den Eichentisch rücken.
Dann wollte er allein sein. Er hatte es ihr mit Kreide auf dem
Tische befohlen.

Lange saß er da und schrieb. Sein Gesicht hatte beinahe
einen fanatischen Ausdruck bekommen. Aber es wurde ihm
schwer. Er hatte niemals viel und gern geschrieben in seinem
Leben. Heute waren die Buchstaben so zäh und grausam und
die Tinte so heiß wie heißes Blei. Erschöpft hielt er ein. Ein
leichter Schwindel befiel ihn und eine wilde Angst, er könne sein
Werk nicht vollenden, das ihm am Herzen lag. Der Schweiß
stand in Perlen auf seiner fahlen Stirne.

In fieberhafter Erregung schrieb er zu Ende und — versiegelte.

Draußen in der Küche hatte die Magd die vorgeschriebene
Schleimsuppe fertig und gerade mit Mühe die knisternde Flamme
erstickt, die ein kurzer Windstoß durchs Kamin gierig aus dem
Feuertoch blies. Nun empfand sie plötzlich die lautlose Stille im
ganzen Haus. Dabei war es ihr, als ob ein Schatten durch den
Raum und über die Treppe nach dem Boden flüchtete.

„So heimlich“, flüsterte sie und trat, von einer bangen Ein-
samkeit getrieben, in die Stube. Da lag auf der Diele ein
großes versiegeltes Schriftstück mit der Aufschrift: „Zu Händen
dem Andreas Deder, einem rechtschaffenen Bürger in Furt-
mühlbach“, und im großen Lehnstuhl am Eichentische saß der
Brennermüller — tot.

Zitternd vor Erregung war die Magd zum Deder-Andresel
gerannt. Zitternd hatte dieser die noch frischen Siegel erbrochen.
Und da stand es geschrieben. Auf einem armseligen Papier; in
großen, ungleichen, beinahe kindischen Buchstaben ward sie kund-
getan, die furchtbare Wahrheit:

„Ich, Gottfried Kaspar Brenner, bekenne offen nach Recht
und Gewissen: Der Warte ist unschuldig! Der's getan hat, ist
mein Sohn Peter. Ich war mit draußen in selbiger Nacht und
der Peter hat nach dem Schlumberger geschossen. Das ist die
Wahrheit, so wahr mir Gott helfe. Die Brennermühle mit allem
was mein erworben Eigentum ist, vermache ich aus klarem Be-
wußtsein meinem Knecht Martin Ohwald, was ist ein Wettmachen
für das Unrecht, welches ich ihm habe müssen zufügen. Den

Deder-Andresel, so ich kenne als einen echtlichen Mann, beauf-
trage ich, diesen meinen Willen kundzutun, nach meinem Tode.
Furtmühlbach, 2. August. Christ. Kaspar Brenner.“

(Fortsetzung folgt.)

Jaques Faubert, der Trommlerjunge.

Dem Französischen nachgezählt von J. Cassirer.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Frühjahr 1812, und Napoleon traf seine Vor-
bereitungen für den großen Marsch nach Rußland. In
ganz Frankreich wurden Soldaten gesucht, die die Stelle derer
annehmen sollten, die in früheren Kriegen gefallen waren.
Auch in einem kleinen Dorfe am Fuße des Jura-Gebirges herrschte
große Aufregung, denn eine Aushebung hatte hier stattgefunden,
und an dem Tage, von dem wir erzählen, sollten die Rekruten das
heimliche Dorf verlassen. Unter den Ausgehobenen war auch
ein kleiner Bursche von dreizehn Jahren, Jaques Faubert mit
Namen, der einzige Sohn einer armen Witwe, deren Mann
vor zwei Jahren als Feldwebel in der Schlacht bei Bagram
den Heldentod gestorben war. Er sollte die Trommel schlagen.
Es fiel der armen Frau gar schwer, sich von ihrem einzigen Sohne
zu trennen, aber sie wußte, daß es der Wunsch seines Vaters ge-
wesen war, daß er Soldat werden sollte, und sie selber war — wie
in damaliger Zeit so viele französische Mütter — von inniger Liebe
zum Ruhme Frankreichs und zum Kaiser erfüllt, der das ganze
Volk in seinen Bann geschlagen zu haben schien.

„Weine nicht, Mutter“, tröstete sie Jacques, als es feststand,
daß er scheiden mußte. „Ich komm' ja wieder und vielleicht bringe
ich es bis zum Kapitän. Dann habe ich einen großen Säbel,
und du, liebe Mutter, sollst dann in einem vornehmen Hause
wohnen und brauchst nicht mehr so schwer zu arbeiten wie jetzt.“

„Ja, mein Junge, ich möchte ja mein ganzes Leben lang
so arbeiten wie jetzt, wenn ich nur wüßte, daß du wieder gesund
zurückkommst. Ohne dich werde ich mich so einsam fühlen, und
wer wird für dich sorgen und nach dir sehen, wenn du weg bist?“

„Das wird Frankreich“, versicherte ein riesiger Feldwebel,
der dabeistand, mit seiner kräftigen Stimme. „Habt keine Angst,
liebe Frau, Jacques ist ein braver Junge und wird Euch Ehre
machen. Wir werden uns schon um ihn kümmern.“

Die arme Frau trodnete ihre Tränen und versuchte zu lächeln.
Während der paar Tage, die ihr Junge noch bei ihr blieb, packte
sie allerlei schöne Sachen zusammen, die er in seinem kleinen
Tornister mitnehmen sollte. Auch die Zungen des Dorfes, bei
denen Jacques sehr beliebt war, brachten ihm allerlei Geschenke,
für die er freilich keinen Platz mehr hatte. Die meisten von ihnen
benedeten ihn um sein großes Glück, daß er Soldat werden und
eine glänzende Uniform tragen durfte, und alle drängten sich
um ihn und probierten, einmal auf seiner Trommel, auf der
er fleißig übte, einen Wirbel zu schlagen.

„Ach, Jacques“, meinte der eine, „eines schönen Tages wirst
du als Marschall zurückkommen, und dann bist du gewiß viel
zu stolz, um noch mit uns zu spielen.“

„Dann wird er einen Helm mit einer großen Feder dran auf-
haben“, rief ein anderer.

„Was muß der Helm, wenn man nicht auch einen Kopf dazu
hat?“ spottete Fritz, ein zänkischer Bursche, der immer neidisch
auf Jacques war.

„Besser gar keinen Kopf als so einen, wie du hast“, versetzte
ein kleiner Kerl. Fritz ging auf ihn zu und wollte ihn verprügeln,
Jacques aber kam dem Kleinen zu Hilfe, und obgleich Fritz größer
als er war, mußte dieser doch von seinem Gegner lassen. Jetzt
entstand eine Schlägerei zwischen Fritz und dem kleinen Tromm-
lerjungen, bei der, nach hartem Kampfe, dieser das Feld behauptete.

Das war am Tage vor dem Ausmarsche gewesen. Als der
Tag anbrach, hatte man schwer sagen können, ob im Dorfe Freude
oder Trauer herrschte. Vor jedem Wirtshause standen Gruppen
von Soldaten, die scherzten und sangen, aber in gar mancher
Hütte umarmte unter Tränen eine Mutter ihren Gatten oder
ihren Sohn, der aus einem friedlichen und glücklichen Heim in
die mörderische Schlacht ziehen mußte.

Auch Jacques konnte trotz seines Mutes und seines starken
Herzens die Tränen nicht zurückhalten, und als er seine Arme
um den Hals seiner Mutter schlang und sie zum letztenmal küßte,
da seufzte er so laut, als wollte sein Herz brechen.

Aber schon drang von der Straße Trommelwirbel herein,
und das war das Zeichen für ihn, daß er fort mußte.

„Leb wohl, Mutter“, rief er, „weine nicht. Ich komm' wieder.
Hab keine Angst!“

„Ach, mein Sohn!“ schrie die Witwe auf, „wer kann das
wissen? Leb wohl; sei brav und tu deine Pflicht, und möge der
liebe Gott dich bewahren und beschützen!“

In der nächsten Minute stand der kleine Trommler auf seinem Posten. Als er an dem elterlichen Hause vorbeimarschierte, schaute er hinauf und sah seine Mutter am Fenster stehen und ihm mit einem Taschentuche zuwinken. Da hielt er tapfer seinen Kopf hoch und schlug einen kräftigen Wirbel auf seiner Trommel, um ihr damit zu verstehen zu geben, daß er sie gesehen habe. Bald aber waren sie außer der Schweite des Dorfes, und Jacques kam es zum Bewußtsein, daß er jetzt wirklich Soldat war; seine Mutter aber trat an sein kleines, leeres Bett und sank daneben auf ihre Knie.

Jacques fand bald, daß das Soldatenleben nicht eitel Lust und Freude war. Es gab gar viele und schwere Arbeit zu tun. Frühmorgens mußte er zeitig aufstehen und auf seiner Trommel die Tagwache schlagen; den ganzen Tag, und manchmal auch bis tief in die Nacht hinein, mußte er mit seinem Regiment marschieren und außerdem hatte er noch seine Ausrüstung sauber und in Ordnung zu halten.



Französische Lusttorpedos, die nicht zur Explosion gelangten. (Mit Text.)

Aber von Stündlichkeit an hatte er es gelernt, Anstrengungen zu ertragen, denn zu Hause hatte er die Herden im Gebirge hüten müssen, so daß er imstande war, große Entfernungen zurückzulegen, ohne müde zu werden. Der Feldwebel erwies sich ihm als guter Freund, und die beiden sprachen oft von ihrer Heimat, denn auch er stammte aus dem Jura und hatte Jacques Vater gekannt, der es ebenfalls bis zum Feldwebel gebracht hatte. Und viele Geschichten wußte der alte Soldat auch von Schlachten und Siegen zu erzählen; wie seine Kameraden im Kampfe fürs Vaterland und ihren Kaiser gefallen waren, und Stolz erfüllte seine Brust, wenn er davon sprach, wie er dem großen Napoleon eines Tages aufgefallen wäre und dieser ihn wegen seines in der Schlacht bewiesenen Mutes zum Feldwebel ernannt hätte.

Jacques fragte sich, ob er auch wohl einmal das Glück haben würde, vom Kaiser angesprochen zu werden, und er glaubte, daß, wenn ihm diese Gnade vom Schicksal zuteil würde, sein Glück dann so groß wäre, daß er es nicht überleben könnte.

Aber der Marsch durch Rußland war durchaus nicht von Gefahren frei. Scharen von Kosaken umschwärmten beständig die Armee, und beim Weitermarsche kam es zu manchem Scharmügel. An mehreren nahm Jacques teil und tat wader seine Pflicht; er schlug seine Trommel, während er die Augen um sich schweifen hörte und



Flandrische Allee mit französischen Unterständen am Ufer des Okerkanals bei Voeringhe. Nach einer Aufnahme aus „L'Illustration“.

seine Kameraden neben sich stürzen sah. Zum Glück wurde er nicht verwundet, und, wie er es seiner Mutter versprochen hatte, dankte er jeden Abend Gott dafür, daß er ihn so treu behütet hatte. Wenn er dabei aber an seine Heimat dachte, traten ihm unwillkürlich die Tränen in die Augen. Rasch aber wischte er sie ab, damit sie niemand sähe, denn er erinnerte sich, daß er jetzt Soldat sei, und Soldaten weinen ja nie. Wenigstens glaubte er das.

An einem trübem Nachmittage, in der zweiten Hälfte des Augusts befand er sich bei der Vorhut, als plötzlich vor ihnen Russen erschienen. Sich zur Haupttruppe zurückzuziehen, war keine Zeit mehr, und so wurde denn der Befehl zum Vorrücken

erteilt. Aus Leibesträtkern schlug Jacques auf seine Trommel und marschierte mit seinem Regimente vor. Wie ein Wirbelwind kamen aber die russischen Reiterchargen angefaßt, und in der nächsten Minute lag der kleine Trommler blutend und bewußtlos am Boden. Wie lange er da gelegen hat, hätte er nicht sagen können, allmählich aber lehrte das Bewußtsein wieder in ihn zurück. Er sah sich um und konnte nichts sehen;



Grenzschutz der Schweiz: Vorbereitete Batteriestellung, in der Geschütze auf verschiedener Höhe liegen.



Zur Eroberung Wilnas.

Gesamtansicht der an der Mündung der Wilja in die Wisla gelegenen Stadt.

es war stockdunkel und kein einziger Stern stand am Himmel. Der Kopf schmerzte ihm fürchterlich, und er konnte fühlen, daß auf seiner linken Schläfe Blut klebte. „Was tue ich jetzt?“ überlegte er. „Wenn ich die ganze Nacht hier bleibe, sterbe ich, und ich weiß gar nicht einmal, wo ich hier bin.“



Walter Randulski,

Überwinder des französi. Sturzflugers Begoub. (Mit Text.)

Kälte ihn in ihre tödliche Umarmung nahm, aus der es kein Erwachen mehr gab.

Jacques griff neben sich; seine Trommel war ganz und unversehrt und auch die Schlegel noch in guter Ordnung. Er richtete sich auf und schlug einen Wirbel, so laut er nur konnte. Man denke sich sein Erstaunen, als er in wenigen Metern Entfernung Pferdegetrampel und laute Rufe hörte. Schon fürchtete er, er würde überritten werden, bald aber merkte er, daß die Reiter,

Jetzt flüchten sie, wir sind hinter ihnen her. Noch ein paar Minuten aber, und sie hätten uns überrumpelt. Aber du bist ja verwundet, mach also, daß du nach hinten kommst, um dich verbinden zu lassen.“

Jacques tat dies, er fühlte kaum, daß er verwundet war, so leicht war ihm das Herz.

Endlich hatte er etwas tun können, worüber sich seine Mutter freuen würde, wenn sie davon hörte. Nach ein paar Stunden kehrten die Franzosen zurück, sie hatten den Feind aus dem Felde geschlagen, ihrem kleinen Trommler aber war die Anstrengung zu groß gewesen, und er schlief jetzt fest. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er beim Erwachen einen Adjutanten neben sich stehen sah, der ihm sagte, daß der Kaiser ihn zu sehen wünschte. Wie im Traume ging er, bis er den großen Napoleon inmitten seiner Offiziere stehen sah, und da wußte er, daß er wach war.

Der Kaiser zog ihn lächelnd zu sich heran und sagte zu einem

so schnell es ihnen möglich war, von ihm fortzukommen suchten. Nach ein paar Minuten hörte er hinter sich bekannte Stimmen, er lief auf sie zu und fand sich inmitten seines Regiments.

„Bist du es, kleiner Jacques?“ rief der Feldwebel. „Wir glaubten schon, du wärest gefallen.“

„Ja, ich bin es. Was ist denn geschehen?“

„Etwas sehr Glückliches für dich und für die französische Armee. Die Russen hatten sich unbemerkt herangeschlichen, der Wirbel aber, den du schlugst, ließ sie denken, daß sie entdeckt wären.“



Geschäftsstelle der bekannten, von deutschen Soldaten redigierten und gedruckten Zeitung „Der Landsturm“ in Bouziers.



Kriegsbente aus einem russischen Schützengraben.

Rechts Sandgranaten, links Stielgranaten, die mit Gewehren abgeschossen werden.

seiner Generale: „Das ist also der kleine Mann, der uns heute nicht vor einem Ueberfall rettete?“

„Zu Befehl, Sire!“ antwortete der Offizier.
„Komm her, mein Junge“, sagte der Kaiser mit freundlicher Stimme und legte dabei seine Hand auf Jacques Kopf. „Du bist ein braver Bursche und hast Frankreich einen großen Dienst geleistet. Was wünschst du dir dafür als Belohnung?“

„In Eurem Dienst zu sterben, Sire“, antwortete der Trommler.
„Ach!“ seufzte Napoleon, „dazu ist noch lange Zeit. Jetzt lebe lieber noch. Wir wollen dich aber nicht vergessen; wenn du sechzehn Jahre alt sein wirst, sollst du ein Offizierspatent haben, und zur Erinnerung an mein Versprechen nimm einsteilen das.“ Mit diesen Worten zog er aus seiner Tasche ein Goldstück und reichte es dem beglückten Jungen.

Wer war so stolz als Jacques, als er jetzt auf seinen Posten zurückkehrte und von seinen Kameraden mit Glückwünschen überschüttet wurde? Ach, wenn ihn jetzt nur seine Mutter hätte sehen können! Hatte er doch mit dem Kaiser gesprochen und dieser ihm ein Offizierspatent versprochen! Wie schade war es, daß es noch so lange dauerte, bis er sechzehn Jahre wurde!

Es war ein Glück für ihn, daß er an eine so glänzende Zukunft denken konnte, denn die Gegenwart wurde nur bald zu schrecklich. Moskau war besetzt worden, aber nur, um wieder aufgegeben zu werden; vor den Flammen, die die Stadt verzehrten, flohen die Soldaten. Ein weiteres Vordringen schien nutzlos, so wurde denn der Rückzug befohlen, und das ungeheure Heer trat jenen fürchterlichen Rückmarsch an, auf dem es von allen Uebeln, die es im Kriege nur geben kann, heimgesucht wurde.

Frühzeitig setzte der Winter ein; die Straßen waren mit Schnee bedeckt; die Kälte nahm von Tag zu Tag zu, bis sie nicht mehr zu ertragen war; der Proviant wurde immer knapper; von Hunger und Kälte erschöpft, fielen die Menschen während des Gehens tot nieder, und zu allen andern Schreden kamen noch die beständigen Angriffe der Kosaken, die wie Raubvögel auf die unglücklichen Gruppen, die sich von der Hauptarmee hätten trennen müssen, angestürzt kamen und sie niedermachten.

Immer weiter drängten die Franzosen, und ihre einzige Hoffnung war noch, die Grenze zu erreichen. Menschen vergaßen alle Menschlichkeit und rissen ihren schwächeren Kameraden den letzten Bissen vom Munde weg. An Wildheit glichen sie den Bestien, die ihrer Spur folgten und sich um die Leichen der Gefallenen stritten. Das war ein entseßlicher Marsch, und gar oft gab Jacques alle Hoffnung auf und fürchtete, daß er, wie so viele seiner Kameraden, im Schnee versinken und umkommen würde.

Der brave Feldwebel aber sprach ihm dann neuen Mut ein und hielt ihn aufrecht; hülfreich führte er ihn an der Hand, wenn der Knabe schwach wurde und sich, unbestimmt um die Folgen, hinlegen wollte.

Endlich aber war auch diese Schreckenszeit vorbei, und die Ueberreste der „Großen Armee“, unter ihnen auch Jacques, erreichten die Grenze; freilich, eine halbe Million Menschen hatten sie auf den Ebenen Rußlands zurücklassen müssen.

Gleich denen von so vielen tausenden anderer, sollten auch Jacques Hoffnungen enttäuscht werden. Der Kaiser wurde bei Leipzig geschlagen, und im Frühling des folgenden Jahres (1814) mußte er abdanken und wurde nach Elba verbannt. Unser Feld blieb noch bei den Soldaten, erhielt aber gegen Ende des Jahres Urlaub zum Besuche seiner Mutter.

Wer könnte die Freude der Witwe schildern, als sie ihren Sohn nach so langer Abwesenheit in die Arme schloß! Wohl hundertmal mußte er ihr die Worte wiederholen, die der Kaiser zu ihm gesagt hatte, und sie wurde nicht müde, sich den goldenen Napoleon anzusehen, den er ihm gegeben hatte. Jacques bohrte ein Loch hinein, und seine Mutter gab ihm ein Band, an dem er das Goldstück um den Hals tragen konnte.

„Ich werde es immer tragen, Mutter“, versicherte er.
„Ja, mein Junge, das werden sie dir nicht wegnehmen, aber Offizier wirst du wohl jetzt nicht mehr werden.“

„Laß nur, Mutter, es wird schon wieder mal Krieg werden, und dann wird sich mir schon Gelegenheit zur Auszeichnung bieten.“

Die vierzehn Tage Urlaub vergingen nur zu rasch, und Jacques kehrte nach Paris zurück. So ruhig, wie er geglaubt hatte, verlief aber sein Leben nicht. Im März wurde ganz Europa durch die Nachricht aufgeschreckt, daß der Kaiser von Elba geflüchtet sei und auf Paris marschiere; das Regiment, in dem Jacques noch immer Trommler war, erhielt den Befehl, gegen ihn ins Feld zu rücken. Statt aber gegen ihn zu kämpfen, ging das ganze Regiment zu ihm über, und abermals stand jetzt Jacques unter dem Befehl seines geliebten Kaisers. Man kam aus der Aufregung nicht mehr heraus. Ganz Europa hatte sich erhoben, und Frankreich stand allein. Drei Monate lang hielt es tapfer stand, dann aber kam der achtzehnte Juni und mit ihm die Schlacht bei Belle-Alliance.

Das Regiment, zu dem Jacques und der Feldwebel gehörten, bildeten mit verschiedenen andern die Reserve. Den ganzen fürchterlichen Sonntag standen sie da und beobachteten die Schlacht, und beide wünschten aus tiefstem Herzen, daß sie mitkämpfen dürften, statt hier müßig zu stehen.

„Wart nur, Jacques“, tröstete ihn der alte Krieger, „wir kommen auch bald dran, ein Teil der Reserve ist schon vorgerückt.“

Endlich ertönte das Signal. Schon dämmerte der Abend, als die Reihen in raschem Tempo sich vorwärts bewegten. Aus dem Marschieren wurde bald ein Laufen und den Abhang des Berges rannten sie hinunter. Jacques schlug kräftig auf seine Trommel, und er brannte vor Begeisterung. Aber ein Kugelregen überschüttete sie, und ein Mann nach dem anderen stürzte nieder, auch Jacques fühlte plötzlich einen heftigen Schmerz in seiner Schulter, und er fiel bewusstlos zu Boden. Unaufhörlich donnerten die Kanonen, das Jammergegeschrei von Menschen und Pferden zerriss die Luft, aber der kleine Trommler hörte nichts mehr; still und regungslos lag er da, während sich sein geliebtes Regiment auf den Feind stürzte.

„Bist du es, Jacques?“ fragte jemand.
Der Knabe schlug mit Mühe seine Augen auf und erkannte den alten Feldwebel, der sich über ihn beugte.

„Ja, ich bin es. Ich bin zu Tode getroffen. Ich freue mich nur, daß ich Euch nochmals sehen kann, bevor ich sterbe. Ist die Schlacht vorbei?“

„Ja“, antwortete der Alte mit gebrochener Stimme, „und ich lebe noch, wo doch alle Tapferen tot sein müßten. Wir sind geschlagen, der Kaiser ist auf der Flucht.“

„Dann bedaure ich nicht, daß ich sterbe“, erwiderte Jacques.
„Wo bist du verwundet? Ich will dich forttragen.“

„Das nützt ja doch nichts mehr. Ich weiß, daß ich nur noch ein paar Minuten zu leben habe. Ihr müßt mir versprechen, Herr Feldwebel, meiner Mutter zu sagen, daß ich tapfer gestorben bin. Wollt Ihr das?“

„Ach, Jacques, das wird eine schwere Aufgabe für mich sein.“
„Ihr kennt doch auch den Fris in unserem Dorfe, mit dem ich mich immer geprügelt habe und der mich so sehr gehaßt hat? Sagt ihm, daß er meine Biene haben soll, die weiße, die mir überall nachgelaufen ist. Ach, ich hab' solchen Durst!“

Der Feldwebel ließ ihn aus seiner Flasche trinken, was ihn etwas belebte, aber nur für einen kurzen Augenblick. Seine Kräfte ließen rasch nach, und er konnte jetzt nur noch flüstern:

„Greift in meine Noctasche“, bat er jetzt.
Der Feldwebel tat es, und er fand den Napoleon, den der Kaiser dem mutigen Trommler geschenkt hatte.

Mit einem traurigen Lächeln fuhr jetzt der Knabe fort: „Offizier werde ich ja nie mehr werden“, und indem er den wohlbehüteten Schatz in die Hand des alten Kameraden drückte, setzte er hinzu: „Gebt das meiner Mutter und sagt ihr, ich schicke ihr einen Kuß. Beugt Euch zu mir nieder, Herr Feldwebel! Noch mehr!“

Hestig flossen die Tränen des alten Soldaten, als er sein Gesicht dicht an das des sterbenden Knaben drückte.

„Ihr seid sehr gut zu mir gewesen“, flüsterte Jacques. „Gebt mir einen Kuß, Herr Feldwebel. Lebt wohl!“

Der alte Mann konnte kaum sprechen, aber er berührte die Stirn des tapferen Jungen mit seinen Lippen.

„Lebt wohl!“ murrte nochmals der Knabe. „Leb wohl, Mutter!“ — Der Trommlerjunge war tot!

Portugal einst und jetzt.

Von Klara Finde. (Nachdruck verboten.)

Wem es, wie mir, vergönnt war, Jahr und Tag im portugiesischen Lande zu weilen — immer aufs neue von der Schönheit der Landschaft und der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner angezogen — der zählt den dortigen Aufenthalt wohl zu seinen schönsten Lebenserinnerungen. Um so tiefer beklagt man das immer zunehmende Elend, unter dem die Bevölkerung des hartgeprüften Reiches leidet.

Eilen wir lieber mit unseren Gedanken an die Stätten, die Zeugen von dem Glanze einer lange entschwindenden Epoche sind, während welcher Portugal einer der mächtigsten Staaten der Welt, und seine Hauptstadt die reichste des Erdballs war.

Noch steht, wie seit vielen Jahrhunderten, der altehrwürdige Turm von Belem — er trägt den Namen zur Erinnerung an Bethlehem — in alter Pracht, der selbst das Erdbeben von 1755 nichts anhaben konnte, wie eine Schildwache bei Lissakon. Daneben erhebt sich die Kathedrale des Heiligen Hieronymus, die Emanuel o Bentoraja, „der Mächtige“ — in reicher Gotik erbaute und mit phantastischen Ornamenten schmücken ließ, die theils maurischen, theils indischen Geschmacks waren. Der kaulundige Herrscher, dem

Stoffbatterien Alexandriens, sowie Schätze beider Indien zu Häfen lagen, beeinflusste diese prunkvolle Architektur, die nach ihm der „Immanuelstil“ genannt wurde, und der sich, besonders auch im „Plateresque“ in allen Prachtbauten jener Epoche wiederholte. Im Gotteshause, zu dem Kloster und Waisenhaus gehören, wurden

Bergerbild.



So ist die Bueria?

1829, zur dritten Zentenarfeier von Camoens Geburt, die Überreste des unsterblichen Sängers der Lusitaden feierlich hierher übergeführt, — neben denen Vasco da Gama beigefügt. In dem Orte Belem ist ein uralter Orangenbaum, den der große Länderentdecker aus Indien mitgebracht hat. Die Früchte, die von hier aus erst in Europa eingeführt wurden, hießen damals „Portugall“.

Aber der langgestreckten Unterstadt, der „Baixa“, sehen wir terrassenförmige, mit Granitkuppeln durchsetzte Felsenufer. Auf der Ausdehnung von einunddreißig Kilometer trägt Lissabon — das nur 450000 Einwohner hat — sieben Hügel, auf zweien steht

die doppelte Oberstadt „Lisboa orientat“ und „Lisboa occidentat“. Diese Täler, ja selbst Schluchten liegen dazwischen, über die der Verkehr durch Drahtseilbahnen und Fahrstühle vermittelt wird. Durch die Längenausdehnung erscheint Lissabon wie eine ganze Reihe von Städten, die sich zum Teil übereinander aufstürmen. Die blau und weißen Fahencelacheln, mit denen die Außenseite mancher Häuser nach maurischem Stil geziert ist, gewähren dem Auge im Verein mit den Palmengärten, den dazwischen zerstreuten kleinen Orangen- und Olivenhainen, ein ungemein harmonisches Farbenbild.

Sehr stolz sind die Lissaboner auf ihre „Avenida de Liberdade“, die Promenade für die elegante Welt. Am Eingang steht auf der „Praça dos Restauradores“ das Denkmal zur Erinnerung an die Revolution vom 1. Dezember 1640, die Portugal vom sechzigjährigen spanischen Joch befreite. Herrliche Alleen von Palmen, Eukalyptus- und Judasbäumen schmücken den Platz, der märchenhaft schön im Januar und Februar, während der Rosenblüte, anmutet. Dann schlingen sich die lieblichen Frühlingsboten in roten und weißen Gewinden um die Stämme und klettern bis in die höchsten Gipfel, von denen aus noch ihre blütensternen Gewinde herniederwinken.

Auf der Praça do Comercio, dem riesenhaften Platz, den jetzt die Reiterfigur Joas I. schmückt, stand vor dem Erdbeben der königliche Palast. Hier, an der „Caes Sodré“, ist das Handelszentrum, wo die Gegenwart ihr Recht behauptet. Besonders der Austausch von den Erzeugnissen der überseeischen Besitzungen ist sehr bedeutend.

Bevor wir die „Baixa“ — Unterstadt — verlassen, werfen wir noch einen Blick auf ein originelles Haus, dessen Außenseite wie mit einem Panzer von Steinernen Mauerrippen bedeckt ist. Es knüpft sich daran die Erzählung, daß der ehemalige Besitzer, der ungeheueren Reichthümer in Brasilien erworben hatte — als das Land noch portugiesische Kolonie war — jede dieser Spitzen mit einem großen Diamanten zieren ließ. Aber er mußte den originellen Schmuck auf Befehl des damals regierenden Königs beseitigen lassen, den dieser probenhafte Brumk verdros.

Wenn wir zur Oberstadt emporgestiegen, grüßt uns in „Westlissabon“ die Gestalt des Camoens auf dem nach ihm benannten Platze. In der Rechten hält der Sänger der „Lusitaden“ das gezogene Schwert, in der Linken sein Heldengedicht von Portugals Ruhm. Daß er ein Auge eingebüßt — er verlor es in den afrikanischen Kämpfen —, ist auch an der Marmorstatue sichtbar. Er hat vielleicht diese Wunde weniger hart empfunden, als den Undank seiner Zeitgenossen, die ihn, als er krank und arm von Indien nach seinem geliebten Lissabon 1580 zurückkehrte, in Vergessenheit und Elend sterben ließen.

In der Nähe des Platzes steht die St. Rochuskirche mit der einzigen Wohlthätigkeitsanstalt für Säuglinge, in der zweitausend Waisenkinder erzogen werden. Außer durch Sammlungen werden durch Lotterien Einnahmen erzielt. Kinder, Krüppel und

Bettler überfluteten die ganze Gegend. Aber auch kleine Eselchen, die von Knaben geführt werden, stellt man in den Dienst Fortunas. Sie reiten in einer Art Futteral, das über und über mit Losen garniert ist, die zu den effektivsten Figuren zusammengestellt sind — bald in Fächern, bald in Stemen, mit zierlichem Volant als Abschluß.

Nach diesem erheitern den Eindruck wirken Bettler, denen die Hände fehlen und die am Munde ein kleines Kästchen für Almosen tragen, doppelt erschütternd. Es sind Perjer, die für irgendein Verbrechen durch die grausame Justiz ihres Heimatlandes mit dem Verlust ihrer Hände bestraft wurden, und die nun in Lissabon, „der mildtätigsten Stadt der Welt“, ihr trauriges Dasein fristen.

Die Siebe macht erfinderisch.

Von E. Frog.

(Nachdruck verboten.)

Die Fabrik einer englischen Ortschaft ließ einen neuen Hochschornstein errichten. Das Riesenlamin war fertig und das Gerüste wurde abgelegt; die letzten Balken wurden weggeschafft und auf der Spitze des Kamins stand Jakob Howard, der Maurer, und besah noch einmal jedes Pünktchen genau. Alles war in Ordnung; nun schwingt er seinen Hut, und die zuschauende Menge drunten stimmt ein Hurra an; aber plötzlich tönt ein Schrei ganz anderer Art von der Höhe herunter, der Schrei: „Das Seil! Das Seil!“

Die Arbeiter aber fahren erschreckt zusammen; denn unten am Boden liegt das Seil aufgerollt, welches vor Wegnahme des Gerüsts oben am Schornstein hätte befestigt werden sollen, damit Howard sich daran herunterlassen könnte.

Es war vergessen worden.

Totenstille herrschte unter der Menge, keiner wußte Rat, denn der Schornstein war viel zu hoch, als daß man dem Einsamen droben hätte das Seil zuwerfen können.

Und wenn es einer konnte, so fragte es sich erst noch, ob es nicht den armen Meister Jakob aus dem Gleichgewicht bringen würde. Der aber stand droben in der schwindelnden Höhe und drehte sich und starrte schauernd hinab in die gräßliche Tiefe.

Todesangst ergriff ihn; der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne; er schloß die Augen und ihm war zumute, als stürze er plötzlich hinab in des Todes Rachen und als weiche der Boden weiter und weiter zurück. — Alle Geistesgegenwart schien ihn plötzlich verlassen zu wollen.

Unter der Zuschauermenge befand sich auch Tom, der Sohn Howards, der nach der Schulzeit sofort nach der Fabrik gelaufen war, um seinem Vater, wenn alles wohl gelungen war, auch ein Hurra zuzuschmettern. Daheim aber sah Howards treues Weib an der Arbeit, als Tom todesbläht hereinstürzte mit dem Rufe: „Mutter, Mutter, der Vater kann nicht herunter, sie haben das Seil vergessen!“

Wie gelähmt vom jähen Schreck stand die arme Frau einen Augenblick da, sie schloß die Augen, als könnte sie dadurch das schreckliche Bild von sich fernhalten, sie söhnte einen Moment zu Gott um Hilfe, dann eilte sie aus dem Hause.

Als das auf den Tod geängstete Weib mit Tom zur Fabrik kam, umstand die mitleidige Volksmenge den Schornstein, und alle schrien der Frau Howard zu: „Er hat eben gerufen, er wolle sich herunterstürzen, ja er will sich herunterwerfen!“

Frau Howard rief aber ihrem Manne mit klarer und fester Stimme zu: „Mann, das darfst du nicht tun! Das tue doch ja nicht! Höre, was ich dir jetzt sage: Ziehe deinen Strumpf aus und ziehe die Maschen desselben auf und lasse den Faden, an dessen Ende du etwas Mörtel bindest, herunter. Jakob, hast du mich verstanden?“

Jakob Howard aber hatte sein Weib verstanden, denn er zog einen Strumpf aus.

Man sah, wie er den Faden Reihe um Reihe aufzog. Unten standen die Leute, die von allem dem noch nichts verstanden, und hielten vor Erstaunen und neugieriger Erwartung den Atem an.

„Lasse ein Ende des Fadens mit einem Klümpchen Mörtel herab und halte das andere Ende in der Hand!“ rief das Weib wieder hinauf.

Der dünne Wollfaden ward vom Winde spielend hin und her geweht, er kam aber doch immer tiefer herunter, und endlich konnte ihn Frau Howard erfassen.

Sie hatte mittlerweile von ihrem Sohn Tom aus einem Laden einen Knäuel Bindfaden (seine Nardel) holen lassen und band nun das eine Ende dieses Bindfadens mit dem Ende des Wollfadens vom Strumpfe zusammen.

Der kleine Tom hielt den Bindfadensknäuel in der Hand, und die Mutter rief dem Vater zu:

„Nun zieh's langsam und vorsichtig hinauf!“

Wohlfahrt zog Howard den Faden hinauf, während die Frau den Bindfaden vom Knäuel abwickelte.
 Jetzt hatte Howard droben das Ende des Wollfadens mit dem zusammengeknüpften Bindfaden in der Hand.
 „Halt's fest und ziehe tüchtig!“ schrie die Frau wieder hinauf.
 Der Mann zog, und der Bindfaden wurde immer schwerer und schwerer, denn die Frau hatte das starke Seil, das vergessen worden war, am Schornstein droben zu befestigen, daran geknüpft.
 Jetzt begriffen alle den Rettungsplan der klugen Frau.

Aller Augen waren auf das Rettungsseil gerichtet, das langsam in die Höhe stieg.

Jetzt hatte es Howard in der Hand, und befestigte es an dem eisernen Haken, der zu diesem Zwecke oben am Schornstein angebracht war! Das treue Weib bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und betete stille zu Gott, der ihrem Manne jetzt beistehen wolle, ihm Kraft und Geistesgegenwart verleihen wolle, daß er das Mittel zu seiner Rettung mit Verstand und Vorsicht benütze. Sie ahnte nicht, welche Zaubermacht ihre klare, feste Stimme auf den Verzagten ausgeübt hatte, daß ihre ruhigen Worte ihm neues Leben, neues Gottvertrauen eingelöst und ihn aus seiner Sinnenbetäubung aufgeweckt hatten. Jetzt aber konnte sie nichts mehr für ihn tun, als beten und glauben.

Da jubelte die Menge laut auf, und — „Mutter, Mutter, er ist gerettet!“ schrie der kleine Tom.

„Ja, Marie, du hast mich gerettet! Gott sei Dank!“ rief ihr Jakob entgegen und schloß sie in seine Arme. Aber die plötzliche Freude nach dieser Angst war zu überwältigend für das treue Weib, sie sank in Ohnmacht. Man trug sie in ihre Wohnung, wo sie bald wieder zu sich kam und dann mit dem Manne und dem Sohne Gott auf ihren Knien dankte für die große Errettung.



Osterreichische Soldaten beim Herstellen einer Steinlawine auf einem Tiroler Bergplateau.
 Beim Angriff wird der Gegner mit Steinen überschüttet, wobei die Italiener stets schwere Verluste erleiden.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im November. Endlich hat die Hausfrau Ruhe. Die Einmachzeit ist vorüber und es bleibt nur übrig, darauf zu achten, daß sich alle Konserven gut halten. Die sorgsame Hausfrau wird daher nicht unterlassen, ihre Vorräte zu prüfen und, wo sich bedenkliche Anzeichen bemerkbar machen, die geeigneten Maßnahmen zu treffen. Sonst gilt es, mit dem Kompott gut hauszuhalten, damit es den Winter hindurch reicht. Auch das will gelernt sein. Die Erfahrung ist natürlich die beste Lehrmeisterin. Ferner kommt es viel darauf an, zu den verschiedenen Speisen auch das geeignete Kompott zu geben, da erst hierdurch das Mahl lecker gemacht wird. Darin offenbart sich eben der praktische Sinn und das hauswirtschaftliche Verständnis der Hausfrau, daß alles zu seiner Zeit auf den Tisch kommt. Im November darf auch der Hasenbraten nicht fehlen, um so weniger, als die Jagd in vollem Schwunge ist. Außerdem kommt in diesem Monat noch die Gänsemast in Betracht. Es gibt jetzt Geflügel, Hühner, Hähnchen und Enten. Dagegen verschwindet Forelle und Seibling wegen der Laichzeit vom Markte dafür sind aber andere Fische, auch Schleien, Hechte und Karpfen vorhanden. Endlich kommt auch Käse wieder mehr zur Geltung, namentlich beim Frühstück und Abendbrot. Für die Abendzeit wird jetzt die Lampe immer unentbehrlicher. Da gutes helles Licht in jeder Wohnung notwendig ist, hat die Hausfrau ihr Augenmerk auf die Lampe zu richten und diese stets in gutem Zustande zu erhalten. S. B.

Auflösung.

H
N
I
L
N
C
E
D
E
R
E
N
E
A
N
D
E
R
B
U
R
A
G
A

Blätter und Knospen fallen bei Kamelien leicht ab, wenn der Stand zu trocken ist. Die Töpfe sind stets mäßig feucht zu halten. Ganz austrocknen darf die Erde nicht.

Das Pflanzen der Gartenprimeln soll möglichst im Herbst erfolgen. Die Blüte ist dann um so reichlicher.

Das Kupfen lebendiger Enten ist eine durchaus unlohnende Arbeit. Der Gewinn an Federn ist sehr klein und die Tiere brauchen verhältnismäßig noch mehr Futter als gerupfte Gänse, um die Federn wieder zu ersetzen.

Unsere Bilder

Französische Lufttorpedos, die nicht zur Explosion gelangten. Von diesen gewaltigen Zerstörungswerkzeugen hat das kleinere einen Durchmesser von 38 cm und eine Länge von 148 cm, während das große 52 cm Durchmesser und eine Länge von 232 cm hat. Die zum Vergleich danebenstehenden kleinen Granaten sind französische mit 12 cm Durchmesser.

Walter Kandulski, der Überwinder des französischen Sturzfliegers Begoud. Der Führer des Flugzeuges, welches Begoud zum Absturz brachte, ist der 23 Jahre alte aus Berlin gebürtige Walter Kandulski.

Allerlei

Von der Schmiere. „Warum hat denn der Held seinen Monolog plötzlich abgebrochen und ist hinter die Bühne geeilt?“ — „Er hatte gehört, daß dort gerade die Einnahme geteilt wurde!“

Etwas anderes. Ein armer Dorfschulmeister, in dessen Familie der Kaffee stets ohne Zucker getrunken wird, hat seinen Kindern gesagt, daß der Genuß des Zuckers schädlich sei. Als nun der Lehrer mit seiner Familie einmal bei einem reichen Bauern eingeladen ist, süßt er sowohl seinen Kaffee, wie auch den seiner Kinder ziemlich stark, worüber die Kleinen den Vater entsetzt anblicken, dieser aber beruhigt sie durch die leise gesprochenen Worte: „Fremder Zucker schadet nicht!“

Viele Schicksalsschläge eine harte Stirn! Sorgen und schwere Stunden bleiben keinem Menschenkinde erspart, sie stärken, härten und lernen denken. Zu einem richtigen Handeln, wie es unser heutiges, so vielseitig sich abspielendes Leben fordert, gehört Ruhe und Überlegung; fasse nie im Zorn einen Entschluß und werde auch nicht bei jedem Hindernis, das sich dir in den Weg stellt, mutlos. Einer unangenehmen Sache feig aus dem Wege gehen, heißt dieselbe verschlimmern. Ein jeder muß sein Kreuz tragen. Nur nicht allen ist es die gleich schwere Bürde. Zufriedenheit ist das Ergebnis jeder guten Tat. Hoffe auch nach schweren Stunden auf eine gute Zukunft. Arbeite und strebe danach unablässig weiter! Der Segen kommt dann von selbst in dein Haus. W. M.

Zitberätsel.

a, a, au, ba, bi, cae, den, der, din, din, ga, heim, is, la, la, lam, land, lee, li, ma, ne, o, pez, re, ro, ro, schwamm, sar, tra, zun, zwing.

Was vorstehendes 31 Ziffern sind 13-Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, einen Kompositionen und eines seiner Werke nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1) Stadt in Schwaben. 2) Nord. Gott. 3) Held der Karolinger. 4) Sage. 5) Geometrische Figur. 6) Reformator. 7) Glaubensbekenntnis. 8) Weltfällige Stadt. 9) Mittelalt. Ruderfahrzeug. 10) Römischer Feldherr. 11) Nordamerikan. Staat. 12) Stadt am Roten Meer. 13) Berühmter Bildhauer. 14) Spangenberg.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Homonymis in voriger Nummer:

Das „I“.

Alle Rechte vorbehalten.